



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2014

**Die Zeit der grossen Neugierde: über das "Neue" vor dem Ersten Weltkrieg:
Ruth Dreifuss und Jakob Tanner im Gespräch**

Tanner, Jakob ; Dreifuss, Ruth

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-106253>

Book Section

Published Version

Originally published at:

Tanner, Jakob; Dreifuss, Ruth (2014). Die Zeit der grossen Neugierde: über das "Neue" vor dem Ersten Weltkrieg: Ruth Dreifuss und Jakob Tanner im Gespräch. In: Steiner, Juri; Zweifel, Stefan. Expedition ins Glück 1900-1914: Ausstellungskatalog Schweizerisches Landesmuseum. Zürich: Scheidegger Spiess, 14-18.

Die Zeit der grossen Neugierde
Über das «Neue» vor dem Ersten Weltkrieg

Ruth Dreifuss und Jakob Tanner im Gespräch
mit Andreas Spillmann



Frauen in langen Röcken bei einem Rennen
während eines Picknicks der Angestellten der
Packard Motor Car Company, USA, 1911

Ruth Dreifuss studierte Wirtschaftswissenschaften und war von 1972 bis 1991 für die schweizerische Direktion für Entwicklungszusammenarbeit und humanitäre Hilfe (DEH) tätig, danach Referentin beim Schweizerischen Gewerkschaftsbund. Von 1993 bis 2002 war sie als Vertreterin der Sozialdemokratischen Partei Mitglied des Schweizer Bundesrats.

Jakob Tanner ist Ordentlicher Professor für Geschichte der Neueren und Neuesten Zeit an der Universität Zürich und Präsident des Schweizerischen Sozialarchivs. Er war Mitglied der Bergier-Kommission, die den Verbleib von während des Zweiten Weltkriegs in die Schweiz transferierten Vermögenswerten untersuchte.

INTERNATIONALISIERTE MÄRKTE

Andreas Spillmann:

Frau Dreifuss, die ersten Arbeitsämter, Rentensysteme, Arbeitslosen- und Krankenversicherungen entstehen in Europa Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Sie haben sich stets für die soziale Sicherheit eingesetzt – welche Rolle spielt die Geschichte der Sozialwerke in der Realpolitik?

Ruth Dreifuss:

Deren Geschichte hat mich inspiriert. Nehmen Sie zum Beispiel den Arbeitnehmerschutz und die Gesetze über den Umgang mit gesundheitsschädigenden Stoffen oder die Gesetze über die Nachtarbeit, die Kinderarbeit oder die Frauenarbeit: Die damals für die Arbeitnehmer sehr gefährliche Herstellung von Zündhölzern in den Fabriken war für mich exemplarisch. Einerseits für die Sozialpolitik und andererseits für die Internationalisierung der Regeln zum Schutz der Arbeiterinnen und Arbeiter. Dafür stand 1906 zum Beispiel die Berner Konvention,¹ die erstmals probiert hat, die Gesetzgebung zu Arbeitsschutz und Nachtarbeit international zu verankern. Wegweisend war diese Übereinkunft für mich wegen der doppelten Idee dahinter: Sie zielte auf die Verbesserung der Arbeitsbedingungen vor Ort und die Internationalisierung der Regeln und Standards ab. Interessant an der Geschichte ist für die Politik ja auch, dass in den Ländern Europas mehrere unterschiedliche Modelle entstanden sind. Das englische Modell zum Beispiel, aber auch das bismarcksche Modell mit vielen sich selbst verwaltenden Sozialanstalten. Oder wenn ich mich an Beveridge² und die spätere Entwicklung der Krankenversicherung erinnere. Das ist, würde ich meinen, durchaus vorbildhaft für die Realpolitik, weil es zeigt, dass gemeinsame Bedürfnisse unterschiedlicher Staaten und Gesellschaften unterschiedliche Anforderungen zu erfüllen haben und folglich mehrere sich unterscheidende Lösungen zustande kommen können.

AS: In der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg war das Reisen in ganz Europa ohne Pass oder Identitätskarte möglich. Wie stark war denn der geistige Austausch? Herr Tanner, war die Schweiz vergleichbar mit Berlin und London?

Jakob Tanner:

Die Schweiz war ein wirtschaftlich auf den Weltmarkt ausgerichtetes Industrieland, und sie war auch kulturell und personell stark mit dem europäischen und internationalen Umfeld verflochten. Sie beteiligte sich an den wissenschaftlich-technischen Neuerungen der Zeit um 1900, sie war an die globalen Telegrafennetze angeschlossen. Es kam mit einer gewissen «Zugverspätung» zu einem fulminanten Eisenbahnbau. Während der Bundesstaat in der Landesvermessung eine Pionierrolle spielte – das Stichwort lautet hier «Dufourkarten» –, hinkte er bei der Zeitstandardisierung etwas hintennach. 1884 wurde die «Greenwich Mean Time» verbindlich, in der Schweiz gab es noch für fast ein Jahrzehnt die «Berner Zeit». Erst 1893 entschied sich das Land für die Mitteleuropäische Zeitzone. Gegen die Jahrhundertwende hin wertete die Schweiz zudem ihre Neutralität auf; sie beherbergte viele internationale Organisationen, die Recht vereinheitlichten und Verkehrs- sowie Kommunikationssysteme koordinierten. Sie lancierte auch Initiativen im Dienste der Völkerverständigung. Bern war Sitz des Internationalen Friedensbüros.

AS: Und wie verlief die Positionierung der Schweiz in der Welt?

JT: Die Schweiz wurde erst im ausgehenden 19. Jahrhundert zum Kleinstaat, der von mächtigen Nachbarn umgeben war. Noch 1885 debattierte der Nationalrat auf Anregung eines radikalen Demokraten den Erwerb von Kolonien. Der Vorsteher des Handels- und Landwirtschaftsdepartements, Numa Droz, wies diese Pläne mit dem Argument zurück, der Weltmarkt funktioniere nicht über Patriotismus, sondern über Preise. Er betrachtete die imperialistische Machtexpansion als Defizitunternehmen. Die Schweizer Auswanderer und Unternehmer verhielten sich deshalb weiterhin als Trittbrettfahrer, die Schutz bei ausländischen Mächten suchten, ohne sich in deren koloniale Abenteuer zu verstricken. Oftmals erwies sich eine neutrale Haltung als Bonus. Man wusste im Übrigen sehr genau, wie sehr die Schweiz auf internationale Garantien und das Völkerrecht angewiesen war. Der Staatsrechtler Carl Hilty³ schilderte einem Engländer, wie er in der Ostschweiz vor einem Dorf spricht und hierauf ein Bauer zu ihm sagt: «Herr Hilty, ich kapiere zwar nicht, was Sie sagen, ich weiss aber, dass es für unser Land wichtig ist.» – Auf die einfältige Entgegensetzung von «Landesrecht» und «Völkerrecht», wie sie heute von Nationalpopulisten hochgehalten wird, wäre dieser Bauer nicht gekommen, denn auch im kleinen Dorf gab es ein Verständnis für die grossen Probleme der Welt.

RD: Dieser Punkt ist sehr wichtig. Die Schweiz hatte da wirklich eine Pionierrolle inne. Dass in Mümliswil am Fuss des Jura eine Fabrik Kämme produziert hat, die bei den schönsten Frauen Lateinamerikas auf grosse Nachfrage stiessen, ist eine Episode aus der Geschichte der Schweiz. Aufgrund des Rohstoffbedarfs wusste man in Mümliswil Bescheid über die Konjunkturschwankungen im weiten Argentinien. Auch völkerrechtlich hat sich die Schweiz hervorgetan: Die erwähnte Berner Konvention ist auf ihre Initiative hin zustande

1 Internationales Übereinkommen vom 26. September 1906 betreffend das Verbot der gesundheitsschädigenden Verwendung von weissem Phosphor in der Zündholzindustrie.

2 William Henry Beveridge (1879–1963) war ein britischer Ökonom und Politiker und Direktor der London School of Economics and Political Science.

3 Carl Hilty (1833–1909) war Schweizer Staatsrechtler, Nationalrat und Laientheologe.

gekommen.⁴ Der Kleinstaat braucht ein internationales Rechtssystem – das ist ein Satz von Kollege Villiger, als wir einmal vor einem völkerrechtlichen Problem mit Frankreich standen.

WAHLFREIHEITEN

AS: Wenn wir nun etwas wegkommen wollen von der Arbeitswelt: zum Privaten in dieser Zeit. Was sich ebenfalls über Europa und bis Amerika zu verbreiten begann, ist die Lektüre von Sigmund Freud, die Beschäftigung mit Verdrängung und die Entdeckung des Unbewussten.

JT: Mit Freud wird das Unbewusste und das Vorbewusste, also das, was dem Bewusstsein nicht direkt zugänglich ist, zu einem grossen Thema. Diese «dritte Kränkung der Menschheit»⁵ wurde zunächst nur in kleinen, hermetischen Zirkeln zur Kenntnis genommen. Schon 1908 fand der erste internationale psychoanalytische Kongress statt, der mithilfe die Freudsche Triade – das (unbewusste) Es, das Ich und das (normenregulierende) Über-Ich – zu popularisieren. Die Vorsilbe «Un-» wurde generell zum wissenschaftlichen Faszinosum, an dem sich damals Neues kristallisierte. Die Wissenschaft war bemüht, das Unsichtbare in der Gesellschaft aufzudecken. 1895 nutzte Wilhelm Conrad Röntgen erstmals «x-rays», die rasch seinen Namen tragen und die medizinische Diagnostik revolutionieren sollten.

AS: Wo hat das in die damalige Zeit hineingewirkt?

JT: Physiker entdeckten damals die Radioaktivität, und schon vor 1914 wurde auf experimenteller Grundlage ein Wissen über die Atome erzeugt, das die Kernspaltung denkbar machte. Auch die Gesellschaft schien sich zu spalten: Im ausgehenden 19. Jahrhundert kam es häufig – und besonders intensiv auch in der Schweiz – zu Streikbewegungen und, gegenläufig dazu, zu einem Klassenkampf von oben. Die sozialen Spannungen waren beträchtlich, und die rasche Verstädterung stärkte die Gefühlslage einer unkontrollierbaren Entwicklung. Auf diese Ängste reagierten staatliche Administrationen und die aufstrebende Soziologie mit der Erfassung von Daten über soziale Vorgänge. Unter den «wilden» Verwerfungen und kaum vorhersehbaren Konflikt dynamiken liessen sich beruhigende statistische Regelmässigkeiten nachweisen. Das heisst, hinter den gesellschaftlichen und sozialen Epiphänomenen, die so sehr beunruhigten, war viel Regularität und Konstanz zu erkennen. In den Jahrzehnten vor 1914 wurde auch die Arbeitswelt verwissenschaftlicht. Der Staat interessierte sich intensiv für Krankheits- und Unfallrisiken und schuf die empirischen Grundlagen für Sozialversicherungen. Das war ein neues, rechnerisches Denken in Häufigkeitsverteilungen und Wahrscheinlichkeitswolken, das sich von einer religiös motivierten

Schuldzuschreibung von Unheil an fehlerbare oder sündige Menschen markant unterschied.

RD: Den Anfang des 20. Jahrhunderts würde ich als die Zeit der grossen Neugierde bezeichnen. Man will alles verstehen, auseinandernehmen und erkunden, selbst die Atome und das Individuum, und entdeckt so deren «Triebwerke». Und in diesem Sinn gehört die Psychoanalyse zum Geiste dieser Zeit, die Teile dessen, was bisher als Ganzes betrachtet wurde, wissenschaftlich erkundet und beginnt, das unter der Oberfläche Liegende systematisch zu beobachten und zu analysieren.

AS: Mit welchen Folgen? Damals veröffentlichte Thomas Mann seine *Buddenbrooks*, und Roger Martin du Gard's Roman *Les Thibaults* spielt in Frankreich zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Beide Romane zeigen das Scheitern und den Fall bedeutender und angesehener Familien – vielmehr ihrer Stammhalter. Beginnt bereits in dieser Zeit die Krise des Mannseins?

RD: Da bin ich etwas überfragt. Aber in den Vordergrund stellen diese beiden Bücher vor allem, wie weit sich die Gesellschaft eben auch wirtschaftlich verändert hatte, welche neuen Wirtschaftszweige aufkamen und welche traditionellen Bankrott gingen. Die Angst vor dem Bankrott war allgegenwärtig – und vor allem vor der Schande eines Bankrotts. Die Familiengeschichten sind Geschichten über den raschen Aufstieg zu Macht und Reichtum sowie auch über Zusammenbruch und Fall.

AS: Die Zeit des beschleunigten Aufstiegs und Scheiterns?

RD: Ja genau, bedingt durch die neue Flexibilität der Gesellschaft. Wir reden hier von der bürgerlichen Gesellschaft der damaligen Zeit, und die bürgerliche Gesellschaft hatte nicht mehr den langen Atem und die Beständigkeit der aristokratischen Gesellschaft. Mit zwei, drei Generationen gehört man zu den Mächtigen und dann ganz plötzlich nicht mehr, vielleicht wegen einer Fehlspekulation. Das Grundmuster des Bürgertums scheint zu sein: Man arbeitet viel, lässt viele für sich arbeiten, wird weltweit tätig und dann mächtig und schliesslich fragil. Risiken und Chancen liegen eng beieinander, die Konsequenzen sind ziemlich gnadenlos. Den wirtschaftlichen Aufstieg des Judentums in Europa thematisiert übrigens eindrücklich das Buch *Der Hase mit den Bernsteinäugen* von Edmund de Waal.

JT: In der Zeit vor 1914, in einer Ära freien Welthandels und technisch-industriellen Aufbruchs, zeigte sich diese bürgerliche Unsicherheit noch anders als in der Zwischenkriegszeit. Thomas Mann hat den 1924 erscheinenden und sofort Furore machenden Roman *Zauberberg*, der in Davos spielt, in den Jahren vor 1914 konzipiert. Es zeigt sich in diesem und vielen anderen Werken eine fundamentale Ambivalenz: die unbeschwertere Leichtigkeit und der Fortschrittsglaube der Belle Époque und gleichzeitig die düsteren Dekadenzbefürchtungen und Degenerationsängste des Fin de Siècle.

AS: Hatte das auch Auswirkungen auf die Politik?

JT: Ja, während der Liberalismus an Schwung einbüsste, schien sich der Zukunftshorizont der Sozialdemokraten

⁴ In der Vereinbarung heisst es: «Seine Majestät der Deutsche Kaiser, König von Preussen; Seine Majestät der König von Dänemark; der Präsident der Französischen Republik; Seine Majestät der König von Italien; Seine Königliche Hoheit der Grossherzog von Luxemburg, Herzog zu Nassau; Ihre Majestät die Königin der Niederlande; der Schweizerische Bundesrat, ... haben beschlossen ...».

⁵ Sigmund Freud vermutete eine Kränkung der Menschheit durch die Tatsachen, dass nicht die Erde der Mittelpunkt des Weltalls (erste Kränkung), dass der Mensch aus den Tierreihen hervorging (zweite Kränkung) und dass sich das Leben zu einem beträchtlichen Teil der Herrschaft des eigenen Willens entzieht (dritte Kränkung).

aufzuheilen. Diese hatten sich auch in der Schweiz 1904 ein marxistisches Parteiprogramm zugelegt und praktizierten so etwas wie einen revolutionären Attentismus: Man wollte die Revolution, aber man musste warten, bis die Zeit reif dafür war. Es herrschte aber 1912, am Internationalen Friedenskongress in Basel, auch eine gedrückte Stimmung. Die Erwartungen der Linken, dass ein grosser Krieg verhindert werden und dass der «Genosse Trend» der Arbeiterbewegung politisch zum breiten Durchbruch verhelfen könne, hatten sich nicht erfüllt. Auch die Kriegsjahre lösten keinen elektoralen Erdbeben zugunsten der Sozialdemokratie aus.

RD: Ich möchte Jakob Tanner etwas fragen. Wollten nicht viele, anstatt den Staat zu erobern, Schritt für Schritt eine Gegengesellschaft kreieren? Mit Genossenschaften und Roten Falken eine bessere Welt unter den Proletariern aufbauen?

JT: Doch, es gab Konsumgenossenschaften und ein breites Spektrum von Arbeitervereinen. Insbesondere in der Westschweiz herrschte Skepsis gegenüber zentralstaatlichen Lösungen, und man bevorzugte einen Mutualismus, das sind Hilfsgesellschaften auf der Basis von Gegenseitigkeit. Auch die schweizerische Sozialpartnerschaft setzte auf vertragliche Lösungen und lehnte Gesetzesvorschriften weitgehend ab.

AS: Und doch entstehen in Europa in diesen Jahren die grossen Parteien des 20. Jahrhunderts. Wie sehen Sie deren Zukunft? Wird es die grossen Volksparteien in Zukunft geben?

RD: Ich würde sagen: eher nein. Nein im Sinne einer Identifikation mit einer Sozialschicht oder mit einer Klasse, um das marxistische Wort zu benutzen, zu der man von der Wiege bis zur Bahre gehört. Ich glaube nicht, dass heute eine Identifikation mit der eigenen Herkunft und Klasse noch verinnerlicht wird. Die soziologische Basis der wirtschaftlichen Tätigkeit, des Lebensstils, der Religion, der Quartiere in den Städten, die über eine Parteizugehörigkeit hinausgeht, existiert nicht mehr.

WELTKRIEG

AS: Jakob Tanner, Sie haben eben vom Fortschritt, der grossen Unbeschwertheit und den neuen Wahlfreiheiten gesprochen. Warum dann dieser Erste Weltkrieg?

JT: Es gab vor 1914 auch Warner, die einen langen, mörderischen, in grossindustriellen Dimensionen ausgefochtenen Weltkrieg vorausgesehen haben. Diese kamen, wie Friedrich Engels, aus der Linken oder, wie Wilhelm von Moitte, aus dem Militär. 1912 veröffentlichte Wilhelm Lamszus seine «Bilder vom kommenden Krieg» unter dem Titel *Das Menschenschlachthaus*, in dem er feststellte, der Tod sei inzwischen zum «Maschinen» geworden, der den millionenfachen «Maschinentod» exekutieren werde, vergleichbar mit der Massenproduktion im modernen Industriesystem. Auf diese «technische» Weise hatte man bisher noch nie einen Krieg beschrieben. Es zeigen sich hier viele Bezüge zum «Scientific Management», das Frederik W. Taylor 1913 propagierte, und es war auch klar, dass ein kommender Krieg mit den Mitteln der modernen Propaganda, die in den

Jahrzehnten vor 1914 entstand, geführt werden würde. Trotzdem war der Kriegausbruch kein zwangsläufiges Ergebnis von Imperialismus und Aufrüstung. Der Historiker Christopher Clark spricht in seinem neuen Buch *Die Schlafwandler* von der «komplexesten und undurchschaubarsten politischen Krise der Moderne». Die damaligen Hauptakteure vermochten die Risiken, die sie eingingen, nicht einzuschätzen, sie handelten unter völlig intransparenten Bedingungen, und all dies stärkte den Zufallscharakter des Kriegausbruchs.

AS: Schlafwandler wännen sich ja in vermeintlicher Sicherheit. Verbindet dieser Aspekt unsere Zeit mit der damaligen?

RD: 1914 blickte man, mit Ausnahme des Balkans, auf 40 lange Jahre Frieden in Europa zurück. 2014 sind es fast 70 Jahre Frieden, auch mit Ausnahme des Balkans. Mittlerweile glauben wir an den endgültigen Frieden. Nun stellt sich die Frage, ob wir Opfer derselben Täuschung sind wie die Menschen in den Jahren 1910, 1912. Eine ernste Frage. Es gibt meiner Meinung nach wiederkehrende Phänomene in der Geschichte, aber die Rahmenbedingungen ändern sich.

AS: Christopher Clark erwähnt im Rahmen seiner Antwort die Paranoia der Politiker.

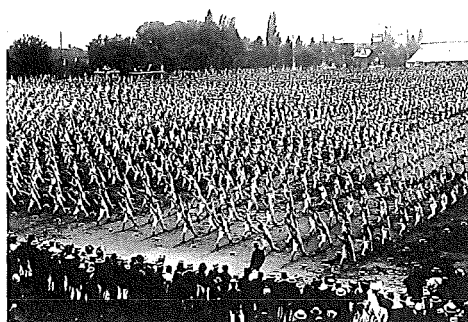
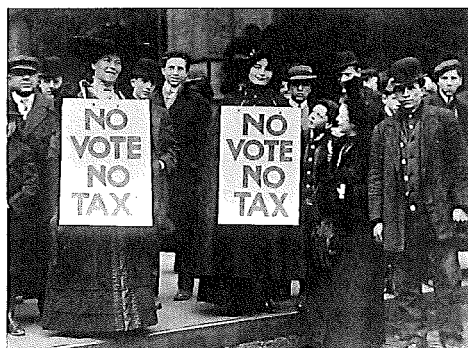
JT: Die «Juli-Krise» von 1914 hatte etwas Paranoides. Clark schildert auf plastische Weise Staatsmänner, Militärs und Diplomaten, die rettungslos überfordert waren angesichts der sich überstürzenden Ereignisse. Er sieht den Weg in den Krieg eher als Tragödie denn als Verbrechen und unterschätzt dabei wohl die Energien kriegstreibender Kräfte – auch wenn er völlig Recht hat, wenn er sagt, dass diese unfähig gewesen seien, «die Realität der Gräueltaten zu erkennen, die sie in Kürze in die Welt setzen sollten». Insofern zeigte sich nach 1914 auch eine bisher unbekannte Wucht nicht beabsichtigter Folgen politischen Handelns.

RD: Der Wille zu nicht-militärischen Lösungen ist heute allerdings weit stärker, nicht nur in Europa. Die Académie de droit international humanitaire et de droits humains in Genf hat eben einen Bericht herausgegeben, der die derzeitigen Kriege juristisch analysiert. Mit einer Ausnahme sind es heute alles Bürgerkriege. Die einzige Ausnahme ist der Krieg zwischen dem Süd- und Nord-sudan, also ursprünglich genauso ein Bürgerkrieg. Mit anderen Worten: Internationale Kriege gibt es keine mehr, und die aufgeführten Bürgerkriege haben übrigens nicht immer politische Motive, sondern oft kriminelle, wie das Beispiel Mexiko zeigt.

JT: Wobei diese kriminellen Motive zugleich kommerzielle sind: Es geht hier um die Kontrolle lukrativer Schwarzmärkte. Auch die Idee einer weltumspannenden Drogenprohibition entstand in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg; 1912 wurde sie in Den Haag mit der ersten Internationalen Opiumkonvention kodifiziert. – Ich möchte nochmals auf die Rolle der Medien zurückkommen. Der Erste Weltkrieg verhalf dem Radio und dem Film zum Durchbruch. Das «bewegte Bild» begann in den 20 Jahren vor Kriegausbruch immer mehr Menschen zu faszinieren. Siegfried Kracauer sprach später von

der «Errettung der äusseren Wirklichkeit»; damit meinte er nicht, dass der Film vergangene Realitäten konservieren kann, sondern dass das Medium der Wirklichkeit die Kraft zurückgibt, menschliche Wahrnehmungsschablonen zu verrücken. Das war auch das Ziel damaliger künstlerischer Strömungen; so sehr sich die russische Avantgarde von den italienischen Futuristen politisch unterschied, so sehr waren beide darauf aus, die Erfahrung der Welt grundstürzend zu verändern und Neues zu ermöglichen.

RD: Da ist noch eine weitere Parallele zu dem, was wir heute erleben: der erweiterte Mensch! Ich meine seine erweiterten Fähigkeiten. Da ist nicht mehr nur die Geschwindigkeit, die uns überfordert. Da ist neuerdings noch ein irrsinniges Machtgefühl. In Echtzeit sind wir in der ganzen Welt präsent, und mit den medizinischen Möglichkeiten beginnen wir sogar, erste Grenzen des Überlebens zu sprengen. Der künstliche Mensch ist da. Der Übermensch von Nietzsche setzte sich seine eigenen Regeln und nutzte die eigene Macht. Heute kommt etwas hinzu: die Ausdehnung der Macht. In diesem Sinn befinden wir uns heute wie damals in einem Rausch.



Paare tanzen unter Bäumen zu Musik aus dem Phonographen, vermutlich USA, ca. 1910

Suffragetten (Frauenrechtlerinnen) bei einer Kampagne für das Frauenwahlrecht in Chicago, ca. 1905

Gesamtübung am Eidgenössischen Turnfest in Lausanne-Beaulieu, 1909

Expedition ins Glück
1900–1914

Herausgegeben von
Juri Steiner und Stefan Zweifel

Zürich
2014